



«Wir fuhren durch das zerstörte Deutschland nach Hause, und es tat uns gut, das zu sehen»: Ivan Lefkovits, geboren 1937. Fotos: Beat Mumenthaler © Gamaraal Foundation

«Sie verschwanden einfach»

Ivan Lefkovits ist einer der letzten Überlebenden des Holocausts. Ihm und dreizehn anderen, die in der Schweiz eine neue Heimat gefunden haben, ist eine Ausstellung im Berner Kornhausforum gewidmet.

Céline Rüttimann

Die Fahrt in die Hölle dauert Tage. Es ist eng in den Viehwaggons, die Menschen frieren, leiden an Hunger und Durst: Die Deportation ins Konzentrationslager Ravensbrück wird Ivan Lefkovits immer in Erinnerung bleiben. Damals war er erst acht Jahre alt. Obwohl er die Verfolgung der Juden in der Tschechoslowakei, einen Todesmarsch und die Haft in zwei Konzentrationslagern überstehen musste, ist der heute 80-jährige Immunologe nicht verbittert. Im Gegenteil: Er wirkt warmherzig und aufgeschlossen. Man sieht ihm weder sein hohes Alter noch seine schwere Vergangenheit an. Mit überschlagenen Beinen sitzt er in seinem Büro in Basel und erzählt. Es ist eine Geschichte vom Überleben.

«Meine frühe Kindheit verbrachte ich sehr behütet», sagt Lefkovits. Er wird 1937, zwei Jahre vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, im tschechoslowakischen Prešov geboren. Mit zarten sechs Jahren bekommt er die Verfolgung der Juden in der Tschechoslowakei das erste Mal zu spüren: Als jüdisches Kind durfte er nicht eingeschult werden. «Ich merkte aber schon vorher, dass etwas nicht in Ordnung war», sagt er. Denn der ältere Bruder Paul kam oft bedrückt von der Schule nach Hause. «Er war den Schikanen seiner Mitschüler bereits ausgesetzt.»

Schliesslich fühlt sich Familie Lefkovits in ihrer Heimat nicht mehr sicher. Sie erwägt 1944 eine Flucht nach Ungarn. Die Deportationen begannen zwar schon Jahre vorher, aber die Fami-

lie gehörte zu den «geschützten Juden». Denn der Vater war Zahnarzt und die Mutter Apothekerin. Deshalb galten sie dem Deutschen Reich als wirtschaftlich wertvoll. Doch man wusste nicht, wie lange der Krieg noch dauern und diese Regelung noch in Kraft bleiben würde. «Wir glaubten, die Verhaftungen würden schon irgendwann aufhören. Aber sie hörten nicht auf.»

«Wir sassen in der Falle»

Allerdings kam die Entscheidung, sich abzusetzen, bereits zu spät. Denn Ungarn wurde in diesem Jahr ebenfalls von deutschen Truppen besetzt. «Ich und mein Papa waren bereits in Budapest, als auch dort die Deportationen begannen. Wir sassen in der Falle.» Ivan Lefkovits gelang jedoch die Heimkehr nach Prešov. Der Vater blieb in Ungarn zurück. In Prešov war aber nichts mehr wie früher. Lefkovits, seine Mutter Elisabeth und sein Bruder Paul mussten sich fortan verstecken. Im November 1944 wurde die Familie schliesslich verraten, von der Gestapo verhaftet und nach Ravensbrück deportiert. «Wir fürchteten, das sei der Anfang vom Ende.»

Bei der Ankunft in Ravensbrück herrschte Gedränge. Angst und Verzweiflung greifen um sich. Lefkovits und seine Mutter werden von Paul getrennt. Weil dieser schon vierzehn ist, muss er in ein Männerlager. «Wir haben meinen Bruder danach nie wieder gesehen.» Die Trennung sei zwar vorzusagen gewesen, so Lefkovits. Aber sie habe ihn und

seine Mutter dennoch tief getroffen. Jahrzehnte später erfuhr er, dass Paul in den Gaskammern umgekommen war.

Um ihrem Sohn eine grössere Überlebenschance zu bieten, arbeitete Elisabeth Lefkovits freiwillig in einem Arbeitskommando. «Dafür bekam sie eine zusätzliche Ration Suppe, die sie mir dann gab.» In der Nacht schliefen sie auf Strohsäcken in einer Baracke. Wer im Schlaf starb, wurde am nächsten Morgen hinausgetragen. Wohin, das wusste Lefkovits nicht. «Sie verschwanden einfach.» Nicht nur mit dem Tod wurde er nun laufend konfrontiert, sondern auch mit der Niedertracht der Menschen. «Es wurde viel gestohlen.» Es sei nicht möglich gewesen, einen Kanten Brot unter dem Kopfkissen zu verstecken. «Sonst war er am nächsten Morgen weg.»

Im Winter 1945 dann die drastische Änderung: Das Frauenlager Ravensbrück wird evakuiert. Eine Reise ins Ungewisse beginnt. Mit Lastwagen und Zügen werden die Häftlinge weggebracht. Die letzte Strecke muss zu Fuss bewältigt werden: Es wird ein Todesmarsch ins Konzentrationslager Bergen-Belsen. Viele der Häftlinge sterben mitten auf dem Weg – völlig erschöpft oder erschossen. Die Ankunft in Bergen-Belsen ist Lefkovits lebhaft im Gedächtnis geblieben. Was er dort sah, konnte er nie mehr vergessen: Links und rechts neben dem Weg lagen Leichen – überall waren Menschen gestorben und einfach liegen gelassen worden. «Uns war klar, dass wir selbst nur einige Tage vom Tod entfernt waren.»

Wer in Ravensbrück gestorben sei, habe noch seinen Namen und seine Geschichte gehabt. In Bergen-Belsen waren es namenlose Gesichter. Das Lager war zudem masslos überfüllt, es herrschte Gestank, Leid und Tod. Die Menschen starben in den Baracken – und wurden einfach dort gelassen. Aus den Leichen in den oberen Schlafkojen traten Exkremente aus und tropfen durch die Bretter auf die Lebenden hinunter. Denn niemand hatte die Kraft, sie hinauszutragen.

Die Zustände seien unvorstellbar gewesen, erinnert sich Lefkovits. Die Menschen seien gestorben wie die Fliegen. «Bergen-Belsen war ein Lager, in dem es die Aufseher nicht mehr schafften, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Das Ge-

Klein, aber mit Nachhall

Vierzehn Porträts von Überlebenden

Klaus Appel, Uhrmacher, geboren 1927 in Berlin, vor dem Völkermord der Nazis gerettet durch einen der letzten Kindertransporte nach England – auch er ist einer von ihnen. Es sind «The Last Swiss Holocaust Survivors», so der Titel der Wanderausstellung, die derzeit auf der Galerie des **Kornhausforums** gastiert. Dabei hat Klaus Appel den Zürcher Start der Ausstellung diesen Mai schon nicht mehr erlebt: Im Monat zuvor starb er in der Romandie. Es geht hier tatsächlich um letzte, wenn nicht allerletzte Zeitzugenschaften.

Auf die Beine gestellt hat die Ausstellung die **Stiftung Gamaraal**, die Überlebende in der Schweiz unterstützt und sich dafür einsetzt, dass die Erinnerung an den Holocaust

fühl von Gefahr war allgegenwärtig.» Doch seine Mutter habe ihm stets Mut zugesprochen.

«Das war blosser Zufall»

Am 15. April 1945 rollt plötzlich ein britischer Jeep in das Lager. Die deutschen Aufseher haben die Häftlinge bereits sich selbst überlassen. Die Befreiung ist endlich da. Doch es dauert zwei weitere Tage, bis Lefkovits und seine Leidensgenossen endlich Wasser bekommen. «Die Briten waren einfach überfordert mit dem, was sie sahen», vermutet Lefkovits. Drei Wochen nach der Befreiung aus dem Lager endete der Zweite Weltkrieg. «Ich habe mich relativ rasch erholt», sagt er. Bald konnten Mutter und Sohn die Heimreise nach Prešov antre-

erhalten bleibt. Die grossformatigen Schwarzweissbilder mit dem bisweilen gefassten, bisweilen warmen, stets aber unausweichlich direkten Blick der Porträtierten hat der Thuner Fotograf **Beat Mumenthaler** aufgenommen. Was sie zu erzählen haben (aus der Region Bern sind es Bronislaw Erlich und Agnes Hirschi), das erfährt man in den Interviews, die der Zürcher Regisseur **Eric Bergkraut** gefilmt hat; nicht weniger direkt und ganz ohne Dramatisierung. Eine kleine Schau, aber eine mit Nachhall. (dft)

Bis 25. November. Zeitzeugengespräch über die «Kristallnacht» von 1938 in Berlin: Mittwoch, 8. November, 19 Uhr.

«Nur noch eine Metapher»

Daniel Gersons Vater konnte kaum über den Holocaust reden. Er selber machte ihn zu seinem Thema und wurde Historiker. Was bedeutet das Trauma der Eltern für die Kinder? Und was läuft im öffentlichen Bewusstsein schief?

Interview: Daniel Di Falco

Es gibt im Film in der Ausstellung den Moment, da Sie vor der Kamera ein altes Telefonbuch zeigen. Was hat es damit auf sich?

Es handelt sich um ein Adressbuch der polnischen Stadt Lodz, und zwar um die letzte Ausgabe vor dem Zweiten Weltkrieg. Ich habe sie in einem Antiquariat in Lodz gefunden. Ein ganz gewöhnliches Adressbuch, aber es ist ein wichtiger materieller Beweis für die Existenz meiner Grosseeltern, den ich selber besitze.

Nur Ihr Vater überlebte den Holocaust.

Ja, sein Vater, seine Mutter und seine Schwester wurden in Treblinka vergast. Er selber überstand sechs Jahre Flucht, Zwangsarbeit und Konzentrationslager und kam im Juni 1945 aus dem befreiten Buchenwald mit einem Rotkreuztransport in die Schweiz. Da war er neunzehn und hatte nur noch sich selbst.

Sie sprechen auch von einem «Vakuum» in Ihrer Familiengeschichte.

Von einem Fehlen. Es waren ja nicht nur die Grosseeltern, die bei uns fehlten. Es gab auch keine Erinnerung an sie: Mein Vater konnte über seinen Vater genauso wenig reden wie über das, was er erlebt hatte.

Ein Schutz vor dem Schrecken?

Ja, wie bei vielen Überlebenden, die sich vor ihren Erfahrungen schützen mussten, wenn sie weiterleben wollten. Mein Vater hat sich alle Emotionen versagt. Aber im Schlaf hat er oft geschrien. Umso wichtiger war ihm seine Rationalität. Sein Selbstverständnis als Wissenschaftler und Chemiker, sein Leistungswille, seine Karriere – das war zentral für seinen Halt und seinen Platz in der Gesellschaft. Es fehlte ihm ja eine ganze Sozialisation, die Jugend hatte er im KZ statt im Gymnasium verbracht.

In der Schweiz hat er Ihre spätere Mutter kennen gelernt – ein Waisenkind. Genau das sei ihm recht gewesen, wie Sie sagen.

So hat er mir es erklärt. Intakte Familien mit vielen Angehörigen – er konnte sich nicht vorstellen, das zu ertragen.

Prägt so das Trauma der Überlebenden auch das Leben der Nachkommen?

Ich bin kein Psychoanalytiker, aber so kann man es sagen. Es gibt in einer solchen Familie eine existenzielle Verunsicherung, einen Mangel an Unbeschwertheit, an Zuneigung auch.

Haben Sie darunter gelitten?

Es war wohl schon das Gegenteil dessen, was man bräuchte. Aber als Kind nimmt

man das so selbstverständlich hin wie vieles andere, mit dem man aufwächst. Ich war dann schon gut dreissig, als ich zum ersten Mal das ehemalige Lager in Treblinka besuchte und einen kleinen Zusammenbruch erlitt.

Was ist passiert?

Es gibt dort einen Gedenkstein für jede Ortschaft, aus der die Opfer damals ins Lager deportiert worden waren, eine Art symbolischen Friedhof. Damit bekam ich eine konkrete Vorstellung von allem, was bei uns fehlte: Das Vakuum war plötzlich präsent. Ich erlitt einen Weinkrampf und hatte im Hotelzimmer eine Nacht lang Fieber. Am Tag darauf war es vorbei.

Sie nennen Ihre Suche nach der ausgelöschten Vergangenheit ein typisches Verhalten der zweiten Generation.

Ich war nie in einer Selbsterfahrungsgruppe für Nachkommen von Holocaust-Überlebenden. Aber ich habe die Bruchstücke zusammengeslesen und eine Welt zusammenzufügen versucht: Man integriert sich in eine Kultur, die einem nicht von Anfang an mitgegeben wird, man eignet sich das Jüdische an, die Geschichte der Verfolgung. Das ist schon typisch.

Sind Sie darum auch Historiker geworden, und zwar für jüdische Geschichte?

Sehr wahrscheinlich. Jedenfalls hat mich Geschichte sehr früh interessiert.

Was aber soll ein Vater mit Fragen, die ein Tabu für ihn waren?

Bei meinem Vater war es ambivalent. Er reagierte mit Widerstand, das Erzählen hat ihn viel Überwindung gekostet. Zum anderen hat er es geschätzt, dass ich auf ihn zuzuging und so interessiert an ihm war.

Der Bruch der Überlebenden mit ihrem Schwellen – war er auch nötig, damit der Holocaust erst ins öffentliche Gedächtnis eingehen konnte?

Ja, es gibt eine Parallele zwischen dem privaten und dem allgemeinen Erinnern. Gegen Ende ihres Lebens wollten viele Überlebende ihre Geschichte doch noch festgehalten haben. 1978 gab es dann die amerikanische TV-Serie «Holocaust», die international für viel Aufsehen sorgte. Aber bis 1989 lag Auschwitz noch hinter dem Eisernen Vorhang, und erst in den vergangenen zwei Jahrzehnten konnte der Holocaust zum Gründungsmythos Europas werden.

Zum Gründungsmythos?

Zum negativen Gründungsmythos. Dieser Kontinent verstand sich traditionell aus

dem Erbe der Aufklärung heraus, der Französischen Revolution und der Menschenrechte. Seit dem Holocaust steht Europa nun in einem Spannungsverhältnis zwischen der Aufklärung und Auschwitz. Im Holocaust wurden die Juden ermordet. Doch er stellt eine Bedrohung der Menschenrechte insgesamt dar.

Was sagen Sie zu Ihrem Berner Historikerkollegen Christian Gerlach? In seinem neuen Buch erklärt er, der Antisemitismus sei nicht die alles entscheidende Ursache des Völkermords an den Juden gewesen: Auch Wohnungsnot oder Nahrungsmittelknappheit hätten Gründe geboten.

Das ist der Versuch einer Scheinrationalisierung. In Wahrheit schuf erst die aggressive

«Es gibt in einer solchen Familie eine existenzielle Verunsicherung.»

sive Ideologie der Nazis die Grundlage, um die Juden zu verfolgen – egal, welche momentanen Anlässe es dann dafür gab. Ohne den Rassenhass, ohne den Willen zur Vernichtung hätten Wohnungsnot oder Nahrungsmittelknappheit für die Juden nicht tödlich werden können.

Der Antisemitismus ist ja eines Ihrer grossen Themen als Forscher.

Aber Gerlach bezweifelt auch, dass der Holocaust so konsequent geplant und realisiert worden sei, wie man heute annimmt.

Die Forschung belegt es überall: Der systematische Völkermord konnte dort wirklich werden, wo die deutsche Herrschaft zwischen 1941 und 1945 den Genozid initiierte und durchführte.

Kündet Gerlachs These von einem Paradigmenwechsel im Umgang mit dem Holocaust?

So will ich es auf die Schnelle nicht sagen. Was aber auffällt, und nicht nur mir: Die öffentliche Erinnerung an den Holocaust konzentriert sich heute zu sehr auf die Opfer. Es geht kaum um die Täter. Und damit auch nicht um die Frage, welche gesellschaftlichen Kräfte und Feindbilder zu Ausgrenzung und Verfolgung führen.

Was hat das für Folgen?

Es ergibt sich ein schöner Konsens, was das Leid der Opfer angeht, aber keine poli-

tische Maximen für die Gegenwart. Darum können heute auch so rechte Regierungen wie die ungarische zum Holocaust-Museum Yad Vashem in Jerusalem pilgern, während sie gleichzeitig an ihrer Grenze Flüchtlinge misshandeln und abweisen.

Was sagen Sie zum grünen Nationalrat Jonas Fricker, der vor kurzem in einer Tierschutzdebatte Schweine und Juden verglich, worauf ihm nur der Rücktritt blieb?

Vielleicht zeigt der Fall gerade, wohin man schlimmstenfalls kommt, wenn sich die Erinnerung an den Holocaust in der unverbindlichen Beschwörung der Opfer erschöpft. Fricker sagte ja auch, die Juden hätten es besser gehabt als die Schweine heute. Damit hat er, im Fall der Juden, eine elementare Grundlage jeder Ethik beiseitigt: den Unterschied zwischen Menschen und Tieren. Dabei ist er gar kein Antisemit in dem Sinn, dass er die Juden am liebsten aus der Welt haben wollte. Er hat sich für jüdische Projekte engagiert, und er ist Lehrer. Trotzdem fehlt ihm offensichtlich ein Grundwissen darüber, was der Holocaust war. Unsere Herausforderung heute ist weniger die Leugnung des Holocaust als seine Relativierung.

Und die findet häufiger statt?

Gewiss. Gerade weil der Holocaust mittlerweile eine so zentrale Grösse im öffentlichen Bewusstsein ist, ist er so leicht greifbar und wird zur blossen Metapher für alles Mögliche. Der Holocaust war aber nicht alles Mögliche, sondern das vom Antisemitismus getriebene Vorhaben, alle als Juden definierten Menschen zu beseitigen. Das heisst nicht, dass sich der Holocaust prinzipiell mit gar nichts vergleichen liesse. Es kommt darauf an, dass der Vergleich nicht verharmlosend ist.

Was passiert, wenn die Letzten sterben, die den Holocaust überlebt haben? Die in der Ausstellung porträtierten Zeitzeugen sind alle um die neunzig.

Ich denke, eine seriöse Auseinandersetzung mit dem Thema ist weiterhin möglich. Die Auskünfte der Zeitzeugen sind ja reichlich für die Nachwelt dokumentiert. Was fehlen wird, ist die Unmittelbarkeit, die Begegnung mit den Überlebenden. Die geht einem näher als jedes Video.

Daniel Gerson, geboren 1963, ist Historiker und Lehrbeauftragter am Institut für Judaistik der Uni Bern. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die europäisch-jüdische Zeitgeschichte, das Judentum Frankreichs und der Schweiz, der moderne Antisemitismus sowie die Erinnerung an den Holocaust.



«Unsere Herausforderung heute ist weniger die Leugnung des Holocausts als seine Relativierung.» Daniel Gerson, Jahrgang 1963.